

## Zur Geschichte des St. Jakobsdenkmals und des St. Jakobsfestes

Autor(en): Max Burckhardt

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1939

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/b495b6c8-35da-4d2e-b1ba-e2854a098dbd>

### Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform [www.baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

### Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

## Zur Geschichte des St. Jakobsdenkmals und des St. Jakobsfestes.

Von Max Burckhardt

Die Schlacht von St. Jakob bleibt in der Geschichte Basels wahrhaft bedeutungsvoll. Sie ist derjenige Tag, welcher, so unvermittelt er kam und so wenig er die Vorzeichen eines eingreifenden Ereignisses an sich trug, der Rheinstadt zum Schicksalstag wurde. Das unbesonnene Ueberschreiten der Birs, womit sich die kleine Vorhut der Eidgenossen der Vernichtung durch die Masse der Armagnaken auslieferte, hatte mit einer planvollen Entlastung der gefährdeten Stadt nichts zu tun; deren Wehrmannschaft, zu Auszug und Kampf bereit, sah sich überdies genötigt, auf jede vorzeitige Waffenhandlung Verzicht zu leisten und dem furchtbaren Ringen aus der Nähe zuzusehen. Und dennoch wurde Basel durch diese Schlacht zum Spießgesellen der Eidgenossen. Kam auch die endgültige Besserung der Lage erst durch diplomatische Vereinbarung der Parteien zustande, so wurde doch das blutige Vorspiel aus der Erinnerung nicht mehr getilgt, und der nicht geringe moralische Eindruck bei den Zeitgenossen verstärkte sich mit der wachsenden zeitlichen Entfernung der Betrachter. Unter den wenigen Katastrophen, die unsere Stadt je zu spüren bekommen hat, trägt der Kampf an der Birs als einzige deutlich die verklärten Züge vaterländischen Heroentums an sich.

Im starken Gegensatz zu Zeitberichten, wo das Wilde und Blutige des Vorgangs dominiert, steht die behäbige Gewohnheit, mit der das spätere Basler Bürgertum der Schlacht gedachte. Dies geschah etwa so, daß man im Frühjahr nach dem alten Zollhaus am St. Albanteich bummelte, um bei gebackenen Nasen und «Schweizerblut»,

dem am Scherkessel ehemals gedeihenden Rotwein, im Anblick der friedlichen Landschaft sich in Gedanken die kämpfenden Scharen vorzustellen und dem vermeintlichen Schlachtenlärm zu lauschen. Indessen begann sich auch die gelehrte Forschung des Stoffes zu bemächtigen.

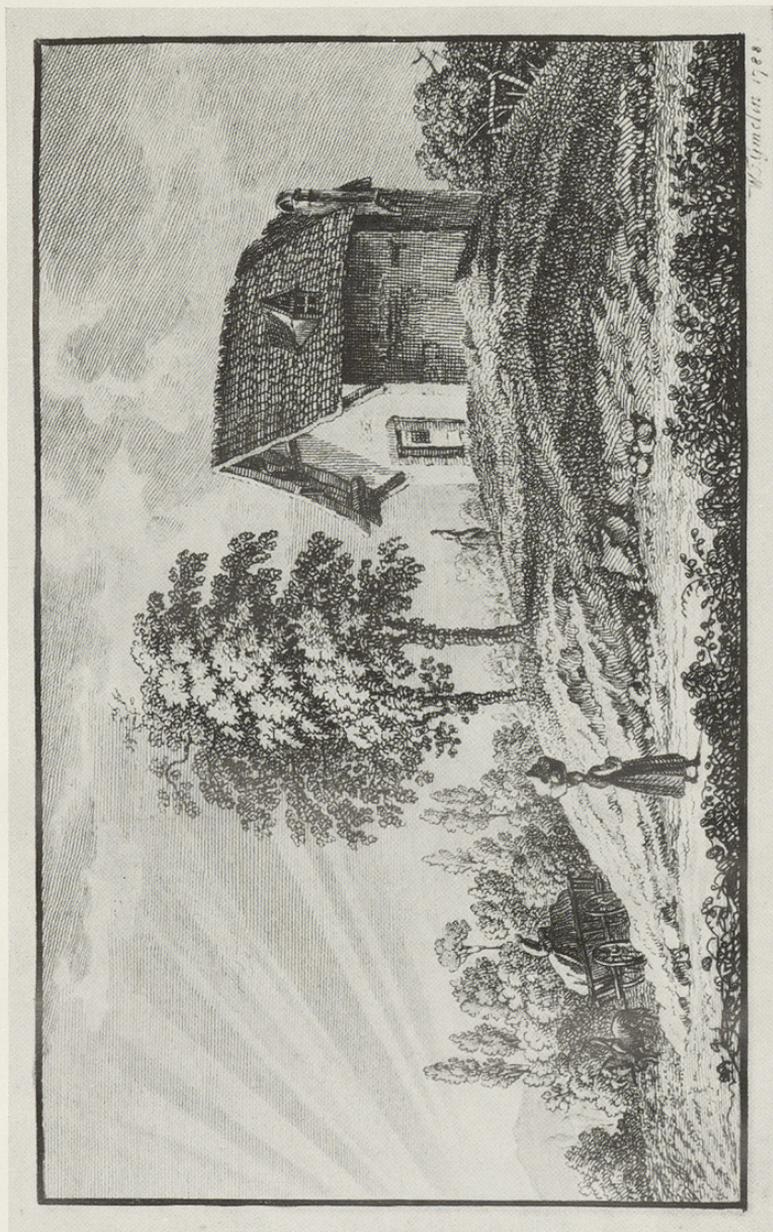
Im 18. Jahrhundert wurde das Interesse an der vaterländischen Geschichte in neuer und besonderer Weise wach. Ein Werk wie die seit 1748 erscheinende, von Daniel *Bruckner* verfaßte «Beschreibung historischer und natürlicher Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel» spürte mit einer bis jetzt unbekanntem Gründlichkeit und Hartnäckigkeit allen einzelnen Quellen und Nachrichten nach. Das ganze fünfte Stück dieses Buches ist der Gegend von St. Jakob gewidmet und enthält eine Schilderung der Schlacht. Zufällig war ungefähr zur selben Zeit eine andere Schrift darüber erschienen; sie hatte allerdings bei den Behörden mehr Aerger als Zustimmung ausgelöst. Johann Jakob *Spreng*, Professor an der Basler Universität, ein ideenreicher Kopf, jedoch etwas vorlaut und scharfzüngig, hatte für den 28. August 1748 eine Gedächtnisrede angekündigt:

«Die Anfänge des helvetischen Freistaates haben soviel Abenteuerliches, daß die großen Taten ihrer Stifter allerdings nötig haben, nicht nur unsern Nachkömmlingen, sondern bereits auch der jetzt lebenden Welt in ihrer Glaubwürdigkeit vorgestellt zu werden. Unter dieselbigen zählt man vornehmlich die zum Heil unserer Vaterstadt Basel den 26. Augstmonat im Jahre 1444 vorgefallene *Schlacht bei St. Jakob*, da zwölfhundert Eidsgenossen sechzigtausend Franzosen, Engelländern und Deutschen, und also den streitbarsten Völkern der Welt, mit unbezwingenem Mute widerstanden, und, nachdem sie ohne Verlust eines Mannes einen doppelten Sieg erfochten, zuletzt auch noch in Flut, Glut und Blute über ihre Feinde triumphieret. Diesen mehr als griechischen und römischen Helden wird, bis einst größere Redner und Schriftsteller hierzu auftreten, Johann Jakob Spreng, der göttlichen

Weisheit wie auch der deutschen Beredsamkeit und Dichtkunst öffentlicher Lehrer, in dem Doktorsaal des großen Münsters, vermittelt einer feierlichen *deutschen* Gedächtnisrede nach seinem schwachen Vermögen ein schuldiges Ehren- und Siegesmal zu stiften trachten . . .»

Spreng war der erste Inhaber einer Professur für deutsche Sprache an der Basler Universität; er hatte keinen eigentlichen Lehrstuhl inne, sondern verdiente sich sein bescheidenes Brot als Pfarrer am Waisenhaus. Er hatte sich dem badischen Hofrat Drollinger, der als erster in Basel für die Anerkennung guter deutscher Dichtung warb, angeschlossen und war die Seele der *Basler* Helvetischen Gesellschaft, die an der Seite der Zürcher Bodmer und Breitinger den Kampf gegen Gottsched führte und ihre Tätigkeit auch der Pflege vaterländischer Geschichte widmete. Der bissige Spreng war nicht nur ein bedeutender Mundartforscher, sondern auch ein phantasiebegabter Lokalhistoriker des raurachischen Landes, der sich den Mund voll zu nehmen nicht scheute. Er verglich das Treffen bei St. Jakob mit der Schlacht an den Thermopylen und kam zum Resultat, das Verdienst der Eidgenossen müsse weit über die Leistung jener Griechen gestellt werden.

«Ist nicht eine merkwürdige Verschiedenheit zwischen den Griechen und unsern Eidgenossen? Jene mußte Leonidas zu Tausenden als unwillig und faul abdanken; sie konnten in ihrer Enge die ersten drei Tage bald alle Stunden einander ablösen, und zu Nacht ihre Kräfte wieder sammeln; sie hatten ihren Platz ohne Anfechtung eingenommen; sie fochten im Kühlen, unter dem Dach ihrer Schilde, und hinter dem Schirme fester Mauern; sie hatten niemals mehr als einige hundert Feinde auf einmal in Empfang zu nehmen, welche doch meistens ihre Köpfe an den Felsen zerstießen, oder einander sonsten in der Unordnung die besten Häuse brachen . . . Und Leonidas tat weniger mit dreihundert, als vor ihm der Macht- und Maulheld Ulysses selbzeiter in dem trojanischen Lager



*Die ehemalige Katharinenkapelle als Bannwartshäuschen*

Nach dem Stich von W. F. Gmelin 1788 (aus Winkelblechs Schrift: „Gottesverehrung nebst Vaterlandskunde“)



verübt hatte. Heutzutage würde man einem solchen finstern Abenteurer, wenn man ihn ergriffe, den Heldenkitzel mit dem Strange vertreiben . . . O wie viel edler hingegen bewährten sich unsere Helvetier! . . . Sie hatten wider alle Elemente zu kämpfen: wider die Luft, die von dem Hundssterne erglühete; wider das Wasser, in welchem sie bis über die Lenden stunden; wider das Feuer, welches bald aus den donnernden Kartaunen, gleich den verzehrenden Blitzen, unter sie fuhr, bald sie in der Freistatt des Heiligtums verfolgte, und ihrer so viel, als der Spartaner vor dem Leonidas gewesen, ungerochen zernichtigte; wider die Erde, einerseits in der sumpfigen und argen Insel, da sich keiner rühren mochte, ohne zu gleiten oder auf seinen Gegenmann zu treten; und anderseits unter dem Garten, da sie mit schmachtem Keichen einen jeden Schritt Landes bergan eroberten und dem Feinde unter den Füßen raubten . . . Sie erwehrt sich der furchtbarsten Zentauren, und stürzten Reiter und Pferde darnieder; sie versuchten die sämtliche Macht des Delfins in aller ihrer Stärke; er hatte die Wahl immer allein, wo, wie und wenn er sie angreifen wollte . . . Da fiel kein Deutscher, kein Armagnake durch Irrtum oder List, sondern redlich, vor der Faust und in den Waffen; die ganze Niederlage des Delfins war allein Gottes und der Helvetier Werk . . . Ist es nun möglich, hochansehnliche Zuhörer, daß jemand unter Euch mit sich selbst noch streitig sei, ob er die Siegespalmen den Spartanern oder unsern Eidgenossen zueignen wolle?» Als glückliches Ergebnis der Schlacht sieht er am Schluß ein Mehrfaches: Rettung Basels und der Eidgenossenschaft, Demütigung Oesterreichs, den politischen Bund Frankreichs mit den Eidgenossen, den Eintritt Basels in deren Verband.

Diese Rede — die erste zu Ehren der Schlacht — hatte Erfolg, und Spreng wandte sich an die Regierung mit der Bitte, vor dem Großen Rat seinen Vortrag wiederholen zu dürfen. Zugleich legte er die Rede im Druck vor, mit einer Widmung an die Regierung; auch gab er zu verstehen, daß er für seinen Fleiß eine Belohnung erwarte. Doch hatte

er gegen eine soeben in Kraft getretene Verordnung verstoßen, die jedes «von Standessachen handelnde Werk» der Zensur unterstellte und derartig eigenmächtige Dedikationen verbot. Die Dreizehnerherren fanden nun von der Sprengschen Druckschrift, «daß in dieser Lobred sich höchst bedenkliche Expressiones befinden, wegen welchen zu wünschen wäre, daß selbige niemalen wäre zum Druck befördert worden». Alle erhältlichen Exemplare wurden eingezogen. Dem stets in mißlichen Geldverhältnissen lebenden Verfasser aber wurde ein Gnadengeschenk von 150 Pfund ausgerichtet, nicht um diese spezielle Leistung auszuzeichnen, sondern um ihn dadurch an seine eigentliche Funktion als Professor des Deutschen zu mahnen. Es ist nicht gelungen, ihn von spätern Extratouren abzuhalten; das beweist ein Ereignis, von dem in den 1760er Jahren in der ganzen Eidgenossenschaft die Rede war, das sog. Sprengische Geschäft, ein unliebsamer Religionshandel, in dem Isaac Iselin den Vermittler spielen mußte <sup>1</sup>.

In sehr verschiedener Weise bemächtigte sich die *Poesie* des geschichtlichen Stoffes. Unter *Lavaters* Schweizerliedern (zuerst 1767 gedruckt), von denen jedes eine ruhmreiche Schweizerschlacht besang, war das neunte der Schlacht bei Basel gewidmet. Die zweitletzte Strophe ist auch späteren Generationen im Gedächtnis geblieben:

Wenn Tapferkeit im heißen Krieg  
nicht immer siegen mag,  
schön ist sie doch; dem schönsten Sieg  
gleicht diese Niederlag!

Mit harmloser Keckheit faßte der Basler Apotheker-Poet und spätere Revolutionsmann der Helvetik Wernhard *Huber* seinen Stoff an. Sein Ausgangspunkt waren die in St. Jakob fröhlich Zechenden, wenn er in seinem Gedichtband, dem sogenannten Larifuncus, unter dem Motto

<sup>1</sup> Vgl. darüber Ferdinand Schwarz im Basler Jahrbuch 1922.

«Fuimus Troes» zwischen einst und jetzt einen Vergleich zog:

«Hier schwangen einst ihr tapfer Schwert  
Die Väter — ach da floß zur Erd  
Ihr Blut zum Heil der Söhnen.  
Wir schwingen hier recht tapfer auch  
Die Gläser — ha dann fließt in Bauch  
Uns Wein — aufs Wohl der Schönen!»

Daniel *Bruckner* hatte als erster die Behauptung aufgestellt, ein Teil der bei St. Jakob gefallenen Schweizer sei «bei der Kapelle vor dem Eschheimer Tor» begraben. Er fußte damit unzweifelhaft auf Wurstisen, dessen Angabe «um das Cäppelin» er aber unrichtigerweise nicht auf das Kirchlein von St. Jakob bezog, sondern auf die ehemalige Katharinenkapelle an der Wegscheide der Straßen nach St. Jakob und Münchenstein. Uebrigens nennen alle Zeitberichte der Schlacht als Begräbnisort der Eidgenossen nur den Gottesacker von St. Jakob, bzw. dessen nächste Umgebung oder — für die vornehmen Toten — einen Kirchgottesacker in Basel, wo geweihte Erde zur Verfügung stand. Bruckner mag durch zwei Umstände zu seiner Annahme verleitet worden sein. Einmal bezeichnete man in seiner Zeit die Katharinenkapelle kurzweg als «die Kapelle»; so ist sie auch auf Büchels Stichen benannt. Dann aber knüpfte sich an die Stelle, wo sie stand, seit jeher die gute Ueberlieferung einer anderen Einzelheit aus der Schlacht, nämlich, daß der Auszug der Basler bis zu diesem Punkt gediehen sei, von wo aus die Späher dann die mehrfache Gefährdung der Stadt hätten erkennen können. (Peter *Ochs*, der den Ausdruck Wurstisens «um das Cäppelin» richtig deutet, macht als einziger den Versuch, diese andere Tradition anzuzweifeln.) Dabei handelt es sich bei dieser Katharinenkapelle um eine urkundlich längst vor der Schlacht nachgewiesene sogenannte Grenzkapelle, wie es sie in der Umgebung Basels an mehreren Stellen gab, und deren kultische Funktion höchstens bei Bannpro-

zessionen in Erscheinung trat. An der alten Gabelung der beiden Straßen ist sie vielleicht sogar die Erbin eines Heiligtums aus paganer Zeit. Als der vom Basler Konzil gewählte Papst Felix V. von Savoyen in die Stadt einzog, holten ihn Rat und Konzilsherren an dieser Stelle in feierlichem Zug ein. Als einzige der kleinen Kapellen außerhalb der Stadt überdauerte sie die Reformationszeit lange und diente später als Bannwartshäuschen. Bruckners Irrtum hatte nun seine Folgen.

Im Jahr der Französischen Revolution 1789 erschien in Basel eine anonyme kleine Druckschrift «Gottesverehrung nebst Vaterlandskunde». Ihr nicht genannter Verfasser, Johann Rudolf *Winkelblech*, ist keine berühmte und nicht einmal eine restlos erfreuliche Persönlichkeit unserer Lokalgeschichte. 1763 geboren, war er wenige Jahre Offizier in fremden Kriegsdiensten, kehrte mit der Revolution nach Basel zurück und versah hier seit 1795 das Amt eines Postoffizianten. Zweimal mußte er von diesem Posten entlassen werden, das erstemal 1799 durch die Helvetik, weil er zugunsten schweizerischer Emigranten an der Spedition staatsgefährlicher chiffrierter Briefschaften beteiligt gewesen war; nachdem man dem äußerlich bedrängten Mann 1805 seine alte Stelle wieder verschafft hatte, verließ er sie 1817 zum zweitenmal, diesmal unter unehrenhaften Umständen, wegen unordentlicher Kassenführung und Unterschlagung. Er beschloß schon 1827 sein Leben als Schreiber des Statthalters in Sissach.

Indem er nun in seiner Schrift Bruckners Angaben aufgriff, widmete er sein ganzes gläubiges Gefühl der vermeintlichen Grabstätte. Gottesanbetung, Naturgefühl, Heldenverehrung, Grabeskult, Ehrfurcht vor Vaterland und Geschichte vereinigen sich hier zu seltsamem und hilflosem Ausdruck. Wir verdanken diesem Werkchen immerhin die einzige Abbildung der Kapelle aus der Nähe (siehe Abb.). Winkelblech entwarf eine Inschrift; er benützte dabei einzelne Ausdrücke des Aenas Sylvius:

1444

Hier ruhen sie! die zu St. Jacob gefallenen  
Schweizer  
Vom Thronfolger Karl des VII. übermannt — fielen die  
Helden  
Sie  
Stritten wie Löwen  
Befreiten das Vaterland vom Feinde.

Auch er versuchte sich in einem Gedicht:

Nur Freiheit! wollten Die, erwerben —  
Die, fielen — so wie Helden sterben —  
Gemordet — für das Vaterland.

Jehovah! Sah vom Sonnenthrone —  
Gab Helden selbst, die Siegeskrone —  
Gab Frieden — ihrem Vaterland.

Hier! modert deren theur Gebeine —  
Den Hügel da: Grab — Wasen — Steine —  
Gab ihnen — noch das Vaterland.

Besonders ausführlich beschrieb er die Stimmung, in die er beim abendlichen Besuch des geweihten Orts versetzt wurde; der Schauer tiefster Andacht durchzittert ihn:

«Die Männer liegen vergessen! So war es mir — als ich den Ort betrachtete, wo man die Braven hingelegt hatte. Sie waren so köstlich dem Vaterland — und Basels Bürger damals durch tägliche Kriegsläufe verwildert, machten wenig redens von den Taten der ihnen zur Hülfe gesandten Völker — von den Taten der Kämpfer. Europa staunte der Streiter! Kühn waren sie! und tapfer. Wonniglich ruft nun der Schweizer — kehret wieder an dem besseren Tag! Retter! Heldenväter kehret wieder!

Auf eure Gebeine gelehnt — will er, der Vorzeit Tiefe durchdringen — beklemmten Herzens den neuumwühlten Hügel betrachten.

Blut der Wunden hat den Boden dunkler gefärbt; der Totengräber erdgraue Hände — erschrockne Sinnen — tränenbenäste Augen, weichen von dem Grab der Erschlagenen. Schaufel und Hacke von müden Schultern getragen, berühren sich im dumpfen Getös', im traurigen Ton rufen Abendglocken alles Volk nach der Stadt — es schließt sich die Porte von Basel.

Einsame Gegend! Melancholische Stille! Die Sonne senkt sich wie Blut: dunklere Stunden verkünden Nacht. Wolken umzingeln die Erde — tiefschweigend harret der Himmel — die Hölle freut sich des Mords, des Verderbens — ob den Leichen der finstere Uhu. Schwarz in die Bücher der Zeit trägt die Geschichte den Vorfall. Des majestätischen Windes Kraft verwehet die Szenen des Schreckens, des wachsenden Mondes Silbergehörn beleuchtet die Gefilde des Todes . . .

Schlummert Ihr Helden! in der Stille des Hügels, unser Gebet soll euch segnen, manche bunte Blume euch wachsen. Es wolle der Friede Gottes, den kein Wechsel des Jahres verdrängt zu allen Zeiten eure Gebeine umgeben . . .

Wohl schön! Ihr die ihr fochtet mit Kraft — aus eurem Leib gerissene Pfeile dem schadenfrohen Feind in die Brust schleudertet — ermüdet im Kampf für das Vaterland starbet: wenn euer Grab so nah' an der Porte der größten helvetischen Stadt, einige hundert Schritte von Basel, dem Bürger, dem Fremden, dem uns besuchenden Freund, dem Bundesgenossen, nicht unbemerkt blieb. Wenn Kinder des Staates eure Gebeine nicht beunruhigten; von der Stätte der Ruhe das wenige Moos, den wenigen Wasen, den Gott und Erd' euch gegönnt, nicht entführten, nicht unwissend auf dem mit Blut bespritzten Boden der Väter gingen . . .

Der Ort wo Schweizer liegen ist Gott geweiht — ist heilig! Schon vor mehr als dreihundert Jahren beugten sich hier die Knie meiner Väter; Menschen warfen sich auf den von Erde gebrannten Boden der Kapelle — beteten.

Nun ist der Tempel verschlossen, nicht mehr hallt des

Pilgrims Fleh'n vom Grab der Erschlagenen gen Himmel. Krieg und Kriegsgefahr ist weit von der Gegend. Die Protestantenlehre hat Kirchenpracht vom Altgemäuer verdrängt, Ruhe — Frieden geordnet.» — —

Die Hoffnung auf die Wiederkehr jener Helden wurde nun im folgenden Jahrzehnt um so lebendiger und erhielt einen um so deutlicheren Sinn, als infolge der Revolutionskriege in der Umgebung Basels Verletzungen der Neutralität, Grenzüberschreiten durch fremde Truppen, womöglich an dem alten Schlachtfeld vorbei, die Bevölkerung der Stadt ängstigten. Als gar die alte Eidgenossenschaft dem Einmarsch der Franzosen zum Opfer fiel, und als die schwere Hand Napoleons auf der Schweiz lastete, betrachtete man jenes Treffen von 1444 immer mehr als Anlaß der Hoffnung. So wurde es zu einem Stützpunkt des allgemeinen neuen nationalen Freiheitsverlangens. Schon am Ende der Helvetik zeigte sich, wie sehr man das Gedächtnis an jenes Ereignis in einem sichtbaren Symbol gegenwärtig zu haben wünschte. Aber ein Gedenkfeiertag der Schlacht war bisher in Basel nicht abgehalten worden, und so fiel die alte Kapelle dem Abbruch zum Opfer. Daß aber Leute wie Winkelblech glaubten, sie stehe zum Andenken an die Gefallenen da und habe bis zur Reformation dem Gedächtnis der Toten gedient, diese Meinung verlieh dem Platz seine neue Bedeutung.

Der Kaufmann J. J. Burckhardt-Frey wollte nämlich auf dem ihm gehörenden Areal hinter der Kapelle eine Sommerwohnung erstellen. Um von diesem erhöhten Punkt aus gegen die Stadt freie Sicht zu haben, ersuchte er beim Stadtrat darum, man möge ihm die Bannwartskapelle zum Abbruch abtreten, er anerbiete sich, weiter draußen, auf dem Schnurrenfeld, ein eigenes Rebhäuslein als Ersatz zur Verfügung zu stellen. Die Verhandlungen mit dem Gescheidskollegium und dem Stadtrat hatten dann für Burckhardt das Resultat, daß man ihn zum Bau eines neuen Häuschens verpflichtete, ihm aber auch das Areal der alten Kapelle nicht abtrat. Dafür erhielt er die Zusicherung, daß

an die Stelle der abzureißenden Kapelle kein Gebäude komme. Burckhardt selbst gab das Versprechen, auf dem freien Platz ein Monument zu errichten. Die Regierung nahm das Angebot an und sprach ihre Erwartung auf «ein angemessenes Denkmal» aus. Doch verlautet später nichts mehr davon.

Bis sich jemand erneut des Denkmals annahm, dauerte es beinahe ein Jahrzehnt. Es war Markus *Lutz*, damals Pfarrer in Läuelfingen, bekannt wegen seiner enormen Produktivität als Lokalforscher. Als Kenner der historischen Literatur und Besitzer zahlreicher Bücher, die nach seinem Tod als «Vaterländische Bibliothek» in öffentliches Eigentum übergingen, benutzte er bei Abfassung seiner «Neuen Merkwürdigkeiten» neben Hemmerlin und Aeneas Sylvius auch die Rede Sprengs und die Broschüre Winkelblechs. Die Schlacht von St. Jakob hatte es ihm schon 1805 angetan; er bearbeitete sie noch mehrmals in Sonderdarstellungen. Als er 1813 ein zierliches Taschenbüchlein darüber schrieb, handelte er sofort auch praktisch. Er ließ einer Nummer der «Wöchentlichen Nachrichten» ein Flugblatt beigeben, auf dem zur Subskription für ein Denkmal aufgefordert wurde, beschrieb die Verehrung, die früher der Stätte erwiesen worden sei, und sprach vom Sinn, den ein Denkmal hier zu erfüllen habe: «Unsere Altvordern, indem sie einerseits die Errichtung von Denkmälern dieser Art als Abtrag einer Schuld betrachteten, welche die dankbaren Zeitgenossen ihren heldenmütigen Brüdern für ihre Aufopferung zu bezahlen schuldig geworden, erfuhren anderseits an sich selbst, wie hinreißend solche Erinnerungsgebäude zur Seele junger Krieger sprechen und den Funken des Heldengeistes zur Flamme anfachen. An die Heroen der vaterländischen Vorzeit reiht sich jene Schar der am 26. August gefallenen Eidgenossen, die, aufgerufen von Bundestreue und Bidersinn, *Basels Unschuld und Rechte gegen die Ansprüche und Beleidigungen eines übermütigen Feindes zu schirmen*, den schönsten aller Triumphe erfochten hatten . . .» Das klang gar nicht harm-

los, und der Kleine Rat schritt ein, zumal da die Zensurvorschriften nicht beobachtet worden waren. Er verbot die geplante Sammlung, erteilte dem Verleger Peter Raillard einen Rüffel und hielt fortan nach politischen Flugblättern noch schärfere Ausschau als bisher.

Zum Glück für das Denkmal gab die Schlacht von St. Jakob nicht als einzige Anlaß zu einem Erinnerungszeichen. 1816 beschäftigte sich die Gemeinde Sattel im Kanton Schwyz mit der Instandstellung der alten Morgartenschlachtkapelle. Sie hatte aber keine Mittel und wandte sich an ihre Miteidgenossen. Auch Basel wurde angegangen. Zur Vorsicht ließ das Basler Staatskollegium zuerst in Zürich vertraulich anfragen, wie man sich dort in dieser Sache verhalte, und folgte dann dem Zürcher Beispiel insofern, als es sich zu einer Unterstützung von der Größe des Zürcher Beitrags (96 alte Franken) bereit erklärte, in keinem Fall aber zu mehr. Für einen Denkmalsbau lag die Zeit jetzt denkbar schlecht. Der Winter 1816/17 hatte über die ganze Schweiz, besonders über die Alpenkantone, fürchterliche Hungersnot und namenloses Elend gebracht. Aber in Basel faßte man nach der Schwyzer Anfrage nun doch den Entschluß, in Sachen des eigenen Denkmals etwas zu unternehmen. —

Anfangs 1820 begann sich der Stadtrat als Spitze der Stadtgemeinde damit zu beschäftigen. Es ging aber von Anfang an nicht recht vorwärts, weil Unsicherheit darüber herrschte, wieviel Geld man an ein so neuartiges Unternehmen setzen dürfe und müsse. Kostenvorschläge der städtischen Rechnungskammer, der die Ausführung der vom bekannten Aquarellisten und Kupferstecher Marquard *Wocher* vorgelegten Entwürfe zur Schätzung vorgelegt wurden, lauteten ungünstig. *Wocher* wurde zwar für seine «mit aller Geschicklichkeit verfertigte Zeichnung» bedankt, aber zugleich um weniger kostspielige Vorschläge ersucht.

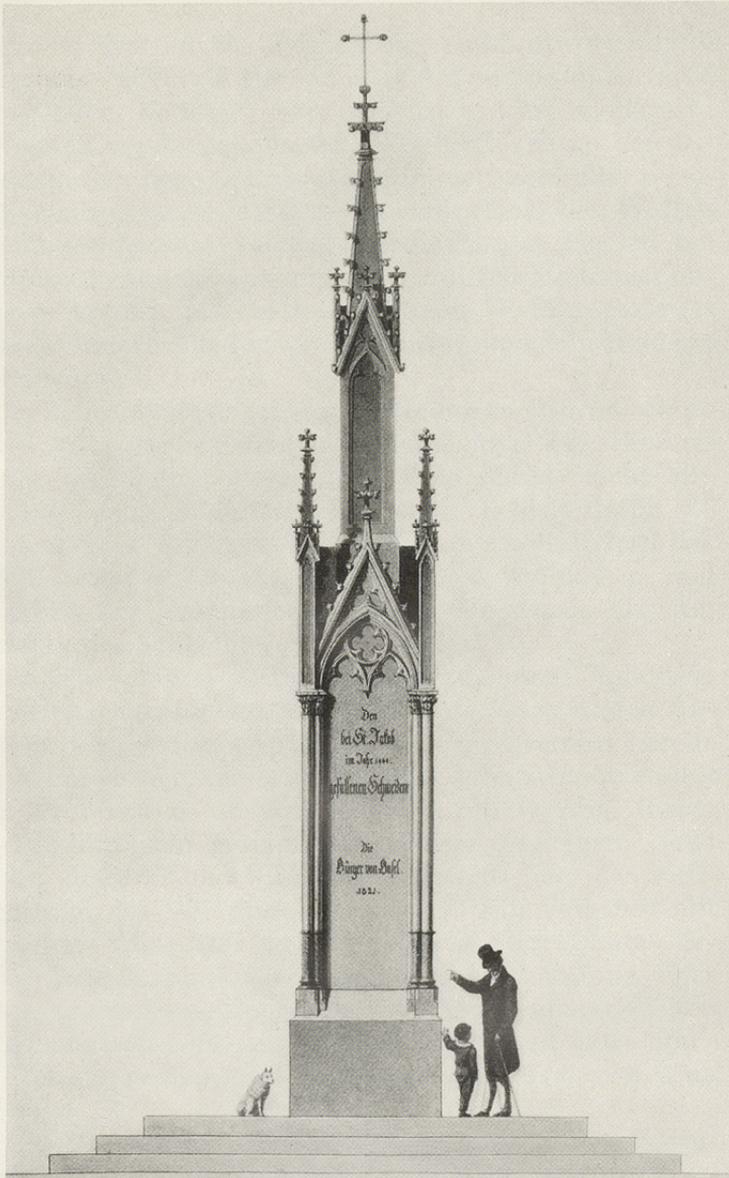
Da wandte sich die neugegründete Künstlergesellschaft unter ihrem Präsidenten Peter Vischer-Passavant an den

Stadtrat. Sie schlug ihm vor, das Denkmal nach einer Zeichnung Wochers ausführen zu dürfen, unter der Bedingung, daß der Kapellenhügel ihr als Bauplatz zur Verfügung gestellt werde, und daß der Rat den für das Denkmal in Aussicht genommenen Betrag ihr als Subvention zukommen lasse. Den Rest beabsichtigte die Künstlergesellschaft durch Subskription aufzubringen. Der Vorschlag wurde angenommen; aber der Aufruf, dem im März 1821 ein zweiter folgte, hatte nur teilweise Erfolg. Etwas mehr als die Hälfte der vorgesehenen Kosten waren gedeckt.

Das nach mehreren, z. T. voneinander abweichenden Vorschlägen definitiv genehmigte Modell Wochers stellte einen ziemlich hohen und schlanken gotischen Pfeiler dar (siehe Abb.). Es war Wochers erstes Werk in neugotischem Stil. Der Kampf der Geschmacksrichtungen hatte sich zuerst nachteilig auf das Ergebnis der Subskription ausgewirkt. In ihrem dritten und letzten Aufruf, vom Februar 1822, sah sich die Künstlergesellschaft genötigt, vor Zersplitterung der Kräfte bei diesem Werk zu warnen. Sie motivierte den gotischen Pfeiler ausführlich:

«Der gotische Stil war die Bauart unserer Väter und blühte noch zur Zeit der Schlacht bei St. Jakob. Im folgenden Jahrhundert unterlag er zwar dem Schicksal, welchem ehemals auch der griechische und der römische unterlegen sind, was von dem ewigen Wechsel der Zeiten unzertrennbar ist: er kam in Verfall und wurde durch eine neue Bauart verdrängt, die bekanntlich sehr schnörkelhaft und geschmacklos war, und welche, nachdem sie gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts den Gipfel des schlechten Geschmacks erreicht hatte, auch wieder weichen mußte. Seit jener Epoche hat sich der Geschmack auch wieder geläutert, und dies ist die Ursache, warum die Gelehrten und Künstler unserer Zeit die gotische Bauart wieder empfehlen und ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß dieselbe an Vollkommenheit und Zierlichkeit der altgriechischen zunächst stehe und alle späteren übertreffe . . .

«Es wurde mitunter gefragt: „Warum nicht lieber in



*Skizze Marquard Wochers (1821) zu dem ersten, 1824 eingeweihten  
 St. Jakobsdenkmal*

(Original bei den Bauakten des Staatsarchivs Basel)



modernem Geschmack?' Diese Frage zu beantworten muß uns schwer fallen, da wir mit aller Aufmerksamkeit nicht herausfinden konnten, was eigentlich unter modernem Geschmack verstanden werde. Wir erblicken an den beachtenswerten neuen Denkmälern immer mehr oder weniger Nachahmung des Antiken. Das mit römischen Waffen und Mauerbrechern belegte Monument der Hessen bei Frankfurt kann ebensowenig als Norm des Modernen anerkannt werden, als ein mit heutigen Waffen gezieres Denkmal sich für die Kriege des fünfzehnten Jahrhunderts eignen würde.»

Um den Einwirkungen der Witterung zu wehren, wurde eine Ausführung in Eisenguß geplant. Aber das während beinahe drei Jahren gesammelte Geld reichte nicht hin. So wählte man schließlich Sandstein, behielt dafür die zwischenhinein herabgesetzte Höhe von zwölf Metern bei. Im März 1823 waren die Vorarbeiten abgeschlossen, und die Arbeit der Steinmetzen begann. Sie wurde bis zum Jahrestag der Schlacht von 1824 fertig.

Die Einweihung gestaltete sich zu einem Volksfest, dem ersten eigentlichen St. Jakobsfest. Zwar hatten Angehörige des soeben gegründeten Zofingervereins bereits zwei Jahre vorher, zuerst allein, 1823 dann zusammen mit ihren Professoren, anspruchslose, durch Gesang, Reden und Produktionen geschmückte Feiern begangen. Jetzt berieten Stadtrat und Künstlergesellschaft über das Festprogramm, das Wie und das Wieviel. Ein Volksfest mit politischem Charakter war damals ein ungewohntes Ereignis. Das Revolutionäre lag in der Ansammlung einer großen überschwenglichen und unberechenbaren Volksmenge, abgesehen davon, daß die Lustbarkeit eines üppigen Festes in gewissen Kreisen stets Aergernis hervorrufen konnte.

Hauptfrage war, ob die Regierung, die von den Veranstaltern dringend um ihre Beteiligung gebeten wurde, diesem Wunsche entgegenkam. Sie wollte aber die Einweihungsfeier als ein Privatunternehmen der Basler Bürger-

schaft betrachtet wissen, und demgemäß gab es in der projektierten Festzugsordnung nur «die allenfalls sich einfindenden hohen Standespersonen». Doch gestattete sie das Aufgebot eines beträchtlichen Kontingents Miliztruppen, 1000 Mann, darunter auch Artillerie und Jäger zu Pferd. Sie tat dies aber nicht, ohne in der am Nachmittag vom Militär entblößten Stadt durch Standeskompanie und Polizei einen verschärften Pikett- und Wachdienst an Toren und Stadtmauern anzuordnen. Ferner war sie der Auffassung, daß gerade durch Aufbietung des Militärs der Festmenge ein beaufsichtigendes und Disziplin haltendes Element beigemischt werde, während ihr am festlichen Aussehen des Zuges wenig lag. Auch mußte auf den geschlossenen Aufmarsch der Quartiere mit ihren Bannern verzichtet werden; desto mehr erwartete man eine Beteiligung der «studierenden Jugend». Das Kirchengeläute blieb beschränkt auf die Glocken des Münsters, und eine Einladung an die anderen acht Orte, deren Scharen in der Schlacht mitgekämpft hatten, fand nicht statt. Schließlich wurde noch ein Gedicht verboten, das in der Verherrlichung des historischen Ereignisses von den Armagnaken als den «Schindern» gesprochen hatte. Auch als es mit völlig verändertem Wortlaut der beanstandeten Stelle erschien, teilte die Regierung der Festkommission mit, sie wünsche, um «Anlaß zu mißliebigen Auftritten zu vermeiden, daß von diesem Gedicht an dem bevorstehenden Fest kein Gebrauch gemacht werde». Die Zahl der für diesen Anlaß gedruckten Festgedichte war beträchtlich.

Trotz allen geheimen Besorgnissen der Regierung verlief das Fest ohne Störung. Der erste Haupttakt vollzog sich im Münster als Gottesdienst. Obersthelfer Jacob Burckhardt, der Vater des großen Historikers, hielt die Festrede, welche die Bürger zur Treue gegenüber Gott und dem Vaterland mahnte. Es folgte ein sehr langes Gebet. Von Chor und Gemeinde gesungene, für diesen Tag besonders gedichtete Festchoräle gaben den Rahmen. Nachdem der Festzug vom Münster zum Denkmal marschiert war, vollzog sich

hier die Uebergabe des Monuments durch die Künstlergesellschaft an den Stadtrat. Marquard Woher hatte sich, wie schon 1813 und 1815, als ein phantasiereicher Dekorateur der Festbühne erwiesen. Nach seinen Entwürfen waren auch die kostümierten Stadtbürger eingekleidet, die als Bannerträger der verschiedenen Kantonsfahnen im Festzug mitwirkten. Das Ende des Festes spielte sich auf dem Schlachtfeld ab, wo in Zelten und im Freien bis gegen Abend geredet, gesungen und getrunken wurde. Bei der Rückkehr in die Stadt brachte das Militär dem mit einer Inschrift geschmückten und festlich beleuchteten Tellsbrunnen in der Aeschenvorstadt Ovationen dar. —

Ein St. Jakobsfest wurde auch in den folgenden Jahren regelmäßig abgehalten, jedoch nur in engem Rahmen. Als Nebenfolge kann man die Veranstaltung allgemeiner Jugendfeste ansehen, die später öfters mit der Feier der Schlacht verbunden wurden. Zu einer offiziellen Beteiligung der Regierung kam es in den nächsten Jahrzehnten nur zweimal. Zuerst geschah es 1844, wo mit dem 400-jährigen Jubiläum der Schlacht das große eidgenössische Schützenfest zusammenfiel. Nur mit Widerstreben — ein Jahrzehnt nach Abtrennung der Landschaft — nahm die Stadt die ihr von schweizerischen Schützenkreisen angefragene Aufgabe an. Die Zwischenfälle am Fest blieben denn auch nicht aus; sie waren Anzeichen der politischen Gewitterstimmung, die sich gleich darauf in den Freischarenzügen entlud.

Daß 1863 die Regierung von sich aus sich entschloß, das Fest zu leiten, hatte andere Gründe. In dem ersten Jahrzehnt des neuen Bundesstaates wurde die besondere Bedeutung der St. Jakobsfeier nicht so stark empfunden. Dagegen hatte diese Zeit der Stadt Basel eine ganze Reihe spezieller Festanlässe geboten: ein eidgenössisches Sängerefest 1852, den Lukastag 1856, das Dufourfest 1857; 1860 gar das eidgenössische Musikfest, das eidgenössische Turnfest und das Jubiläum der Universität. Trotzdem war die Beteiligung am St. Jakobstag äußerlich gewachsen; aber

seine Organisation lag in den Händen einzelner Vereine, denen es nicht darauf ankam, das Festprogramm willkürlich zu gestalten und z. B. die kirchliche Feier wegzulassen. Um durch das gute Beispiel die Gesamtbürgerschaft zur Teilnahme zu veranlassen, wurde zur Probe einmal offiziell gefeiert. Der Amtsbürgermeister J. J. Stehlin in Person hielt auf dem Schlachtfeld die Festrede. Der gut gelungene Anlaß schien auch seinen Zweck erfüllt zu haben. Mit der nächsten offiziellen Feier wartete man einstweilen zu. — —

Der Zustand des 1824 errichteten Monuments ließ schon in der Mitte der dreißiger Jahre zu wünschen übrig. Seither hörten die Reparaturarbeiten nicht mehr auf. An dem allem Wind und Wetter ausgesetzten Sandsteinpfeiler mußten Risse und Sprünge ausgefüllt, die gefährdeten Teile mit Draht umspannt werden. Außerdem vollzogen sich Wandlungen im Kunstgeschmack. Im Stadtrat, der bisher für alle Ausbesserungskosten aufgekommen war, stellte man Ueberlegungen an, ob das Geld nicht besser für einen neuen Bau ausgegeben würde.

Es wurde im Herbst 1859 eine Kommission zum Studium dieser Frage eingesetzt. Sie sollte ein Programm aufstellen, wonach ein Wettbewerb für Pläne zu einem neuen Denkmal stattzufinden hätte. In diesem Ausschuß saß neben dem Stadtratspräsidenten Bischoff-Respinger, dem betagten Ratsherrn Minder und verschiedenen Vertretern des Baufachs Professor *Jacob Burckhardt*, den man als Kunstgelehrten bei der Beratung solcher Fragen häufig zuzog. Burckhardt und Stadtrat Amadeus Merian arbeiteten das Programm aus; sein Text erschien auch im Ausland in einigen Fachzeitschriften. Bis zum 6. August 1860, dem Endtermin für die Konkurrenz, gingen denn auch eine ganze Anzahl Entwürfe ein. In einem Saal des Stadtkasinos wurden sie für das Publikum ausgestellt. Leider befand sich darunter kein einziger Vorschlag zu einer neuen und durchschlagenden Lösung. Der Bericht, den Jacob Burckhardt im Namen der Preisrichter abfaßte, und der nicht

ohne Bedeutung für den weiteren Verlauf der Dinge war, meldet hierüber folgendes:

«Zunächst waren wir alle einig darüber, daß der in § 8 des Concursprogrammes vorgesehene Fall eingetreten sei, daß die eingelaufenen plastischen Entwürfe von höherm Wert weniger zahlreich seien als die bessern architektonischen Entwürfe, und daß deshalb eine Häufung der Preise auf letztere Klasse billig scheine.

Nach vorläufiger Ausscheidung einer Anzahl von Arbeiten, welche teils künstlerisch schwach waren, teils das Programm unbeachtet gelassen hatten, vereinigten wir uns zunächst in Beziehung auf die *plastischen* Entwürfe in folgender Weise:

Für Erteilung des zweiten Preises von je Fr. 250.— vorzuschlagen:

1. Die Gruppe des mit Tigern kämpfenden Löwen und
2. Die Gruppe der Muse Klio mit dem Löwen.

Für das erstgenannte Werk entschied die große Energie der Erfindung und die für jeden Anblick berechnete plastische Gruppierung. Den ersten Preis schien uns das Werk deshalb nicht beanspruchen zu können, weil die Uebertragung des Ereignisses aus der heroischen Welt in die Tierwelt hier nicht gestattet sein würde, und weil somit die an sich vortreffliche Arbeit gerade den wesentlichsten Zweck des Concurses nicht erfüllt: der Behörde ausführbare Ideen an die Hand zu geben.

Das zweitgenannte Werk entbehrt zwar jeder besondern Beziehung auf eine spezielle Schlacht, ein Mangel, den auch die beabsichtigten Reliefs an der Basis nicht wahrhaft ersetzen würden, allein die gefällige Zusammenordnung der beiden Figuren, teilweise auch der Stil derselben, schien uns einen zweiten Preis zu verdienen.

Unter den *architektonischen* Entwürfen schlagen wir zur Erteilung eines ersten Preises von Fr. 500.— vor die Zeichnung No. 4. Tiefe Kenntnis und strenge und geniale Handhabung des Gotischen zeichnen den Pfeiler als ein Meisterwerk aus, wenn auch Charakter und tech-

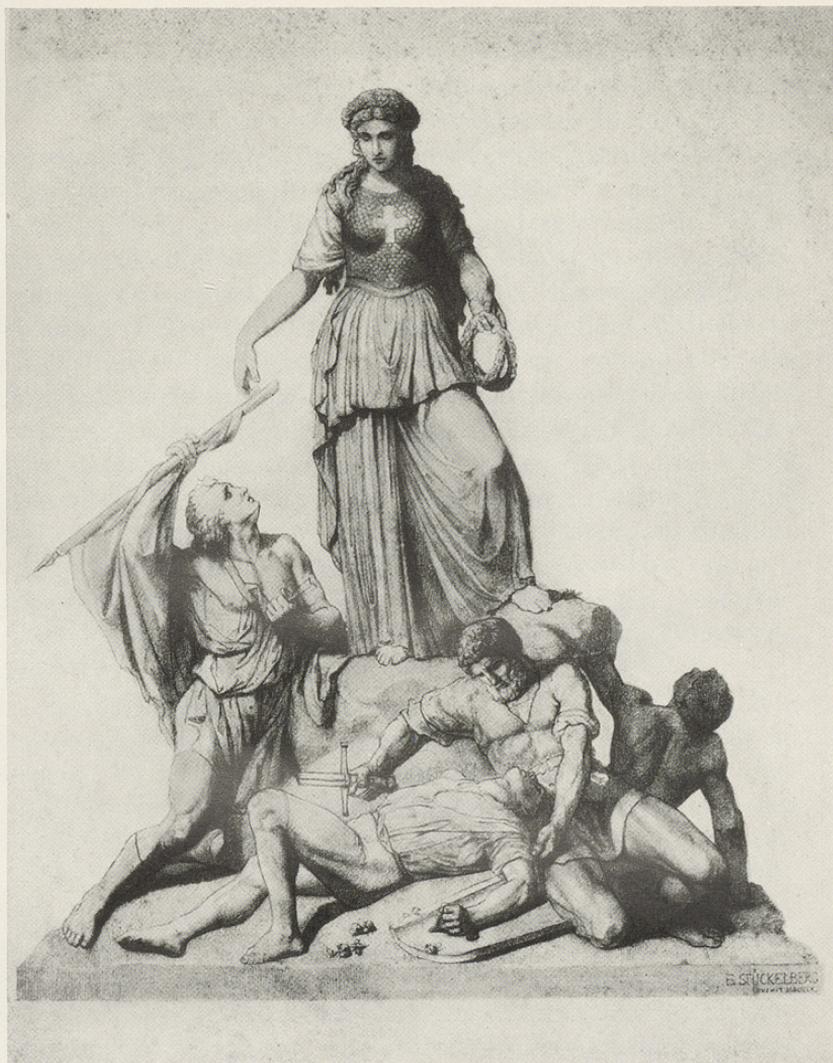
nische Behandlung denselben mehr für das Innere einer Kirche und für eine vor den Einflüssen der Witterung geschützte Stelle geeignet erscheinen lassen. Weitere Bedenken waren: der Mangel einer breiten Basis und die enggedrängte Aufstellung der Einzelfiguren unter Baldachinen, wobei die Erinnerung an das große Ereignis als solches nicht hervortritt. Ein wesentlicher Grund aber für die volle Prämierung möchte auch schon darin liegen, daß die vortrefflich durchgeführte Behandlung des schwierigen Terrains mit Balustraden und Treppen je nach Umständen auch für andere Lösungen der Aufgabe anwendbar ist, die Zeichnung also unter jeder Bedingung ein Eigentum E. E. Stadtrates bleiben sollte.

Sodann schienen uns die Entwürfe No. 5 und No. 7 zweite Preise von je 250 Fr. zu verdienen . . .

Schließlich möchten wir für No. 14 eine ehrenvolle Meldung in Vorschlag bringen. In architektonischer Beziehung völlig unzureichend, enthält dieser Entwurf doch eine Idee, welche möglicherweise Gunst und sogar Anwendung finden könnte, wenn andere Skulpturen allegorischer und historischer Art nicht entsprechend befunden werden, nämlich *die vier wachehaltenden Krieger*. Eine nachträgliche Prämierung bliebe in diesem Falle der Behörde noch immer offen . . . »

Der Stadtrat schloß sich dieser Beurteilung an und schritt zur Prämierung. Verfasser der Löwen- und Tigergruppe war der in Rom lebende Basler Bildhauer Ferdinand *Schlöth*; der erstprämierte architektonische Entwurf stammte von dem Zurzacher Architekturmalers *Baldinger*.

Mit Recht hatte man aber in der beratenden Kommission den Eindruck, die eingegangenen Vorschläge hätten bei weitem nicht alle Möglichkeiten einer plastischen Gruppe ausgenutzt — insbesondere scheint die von Carl Haller, einem unbekanntem Schüler der Münchner Akademie, stammende Zeichnung der vier wachehaltenden Krieger ihre Wirkung getan zu haben. Man kam nun auf den Ausweg, sich bei einem bisher unbeteiligten Künstler Rat zu holen.



*Entwurf Ernst Stückelbergs zu einem plastischen St. Jakobsdenkmal 1860*  
(Original im Planarchiv, Staatsarchiv Basel)



Wie dies geschah, berichtet Jacob Burckhardt in einem Brief vom 11. September 1860 an den Maler Ernst *Stückelberg*, welcher eben dieser ausersehene Ratgeber war:

« . . . wir haben neulich einen Concours für ein St. Jakobsdenkmal gehabt. Mehrere vorzügliche architektonische Entwürfe liefen ein, aber kein plastischer, der nur der Idee nach, irgend genügt hätte. Nun saß gestern wieder in dieser Angelegenheit eine Kommission E. E. Stadtrats, deren zugewandter Ort ich zu sein die Ehre habe. Es meldete sich da ein sonderlicher Durst nach *Ideen*, an welchem Artikel wir sonderlich Mangel leiden; der Präsident schlug vor, die allenfalls vorkommenden oder zu erhoffenden Ideen durch einen Künstler skizzieren zu lassen; ein Wort gab das andere; man fand, es bedürfe noch einiger Ideen, und wenn man einen Künstler hätte etc. etc.; endlich nannte jemand Sie, und ich griff mit beiden Händen zu. Es ergeht danach unter dem Siegel der Diskretion das freundliche und ergebene Ansuchen bewußter Kommission an Sie, uns folgenden, wie wir wissen und fühlen, recht großen Dienst erweisen zu wollen:

Komponieren Sie uns einige Gruppen von so vielen Figuren, als sich allenfalls in einer Freigruppe vereinigen lassen. Es genügt uns die leichteste Contourskizze; das wonach wir dürsten, ist wie gesagt die Idee. Ob der Inhalt allegorisch, ob ein historischer Moment aus der Schlacht, ist uns gleich; wir sind für alles höchlich dankbar. Namentlich flehe ich, der ich Ihre sonstige Rabenväterlichkeit kenne, um folgendes: stellen Sie die Aufgabe nicht zu hoch und senden Sie uns auch das flüchtigst Gedachte, auch das, was Ihnen als unreif erscheint; für uns kann noch immer die wichtigste Anregung zu etwas Bleibendem darin liegen.

«Was denken Sie z. B. zu folgendem Thema: eine Gruppe von vier bis fünf der letzten Kämpfer, die sich noch an der Mauer des Siechenhauses verteidigt hatten, einer noch aufrecht und einen Speer schwingend, einer wund kalbkniend und mit dem Bogen zielend, einer hinsinkend, einer oder

zwei halb oder ganz tot; die Mauer nur durch ein kleines Stück symbolisch angedeutet. — Solche und weit bessere Themata fallen Ihnen gewiß in Menge ein . . . Ueberlegen Sie nicht zu viel über die plastische Schaubarkeit von vier Seiten u. dgl. Dafür wird dereinst ein Bildhauer zu sorgen haben . . . »

Burckhardt, der schon seit Jahren Stückelbergs Freund und Berater war, durfte sich diese Bitte gestatten. Schon nach einem Monat kamen zwei Zeichnungen an, zu denen der Maler folgendes schrieb:

«Nur nach eindrücklichster Bitte Herrn Professor Burckhardts habe ich die schwierige Aufgabe der Erstellung eines St. Jakobdenkmals in freier Gruppe zu lösen gesucht.

«Gegen Concourse bin ich prinzipiell eingenommen aus vielen durch die Erfahrung festgestellten Gründen, die alle zu erörtern hier zu weit führte. Wenn ich diesmal bestimmt worden bin, einer Idee in einem gezeichneten Entwurfe Ausdruck zu geben, so habe ich den Concours als geschlossen betrachtet und das dabei eingegangene Material als ungenügend — etwas Neues willkommen. Der Erfolg meines Strebens wird auch lehren, ob ich mißverstanden habe oder nicht und was ich in Zukunft auf Anträge solcher Art zu erwidern habe . . .

«Meine erste Idee liegt nun vor Ihnen; an der Mauer des Siechenhauses lehnen die letzten Gefallenen, sie haben Ehre und Vaterland gerettet. Trauernd erscheint über den Trümmern die jungfräuliche Helvetia, das Kreuz auf der Brust, in gelöstem Haar den Alpenrosenkranz. Sie neigt sich mitleidig, das treu verteidigte Banner zu empfangen, welches ein Jüngling, den Todespfeil im Herzen, emporhält. Erschlagen liegt ein Sohn, dessen Leiche verteidigend sank der Vater; im Todeskampf blickt der vierte Streiter auf nach der Geliebten. Heldenlohn, Eichenkränze blinken aus Helvetias Hand. Burkhard Mönch kennt die am Tag von St. Jakob gepflückten Rosen.

«Das sind nun die Gedanken, deren Ausdruck oder An-

deutung Sie in meiner Zeichnung finden sollen. Im ersten Entwurf sind plastischer Wirkung halber die Krieger nackt geblieben. Später kam mir zu Sinn, ein großer Teil des Publikums könnte beim ungewohnten Anblick nackter Formen Anstoß nehmen. Dieserhalb suchte ich im zweiten, ausgeführten Entwurf durch Hirtenhemd und Leibrock leicht zu verhüllen, unbeschadet der Zusammenstellung mit der antik gedachten Helvetia<sup>2</sup>. Harnische und Zeughausplunder halte ich in der höhern Plastik, deren edelster Vorwurf die schöne Körperform, für unmöglich.

«Eine vielleicht ebenso schwere Aufgabe als die mir gestellte achte ich das Suchen des mit der Ausführung meines Entwurfes zu betrauenden Bildhauers, der nur unter meiner Leitung und mit meiner Einwilligung die Sache und etwaige Aenderungen an derselben unternehmen dürfte. Ich habe bei meiner Komposition möglichst an pyramidale Gruppierung von vier Seiten gedacht, zur Komposition der Rückseite allein ist Sicht des plastischen Modells erforderlich, danach würde ich entscheiden, ob eine fünfte Figur und wie dieselbe zu stellen. Als Material für die überlebensgroß gedachte Gruppe wünsche ich Bronze . . .

«Ich habe alle pressanten Arbeiten beiseitegestellt, um an dieses patriotische Unternehmen Hand anzulegen; so darf ich nach Aussage Professor Burckhardts ein gleiches rasches Vorgehen von Ihrer Seite gewärtigen.»

So schnell ging es nun freilich nicht; man wartete in Basel auf weitere Entwürfe von Schlöth, welche dieser von sich aus versprochen hatte. Burckhardt war von Stückelbergs Vorschlag begeistert:

«Ihre Idee hat eine superbe Wirkung und muß siegreich durchschlagen, soweit ich nach der sehr flüchtigen Besichtigung urteilen kann. Aber Geduld, liebster Freund! Bedenken Sie, das 1. Sitzungshaltende Behörden, 2. Publikum und Presse drein zu reden haben.

«In letzterer Beziehung sollte ich meinen, Ihre Idee habe wenig zu fürchten. Ich werde in der Sitzung darauf drin-

<sup>2</sup> Siehe Abb.

gen, daß durchaus Idee gegen Idee abgewogen werde; von der Ausführung hat man noch immer Zeit zu reden . . . »

Im Februar und März 1861 rückten schließlich die Photographien von zwei neuen Modellen Schlöths an. Beide standen auf einem Sockel, wie ihn etwa das Straßburgerdenkmal besitzt. Das eine waren drei Krieger, um ein Bündel Hellebarden mit einem Morgenstern in der Mitte gruppiert, das andere ein über mehreren Erschlagenen kämpfender Bannerträger, in der Haltung an die Hauptfigur des Stanser Winkelrieddenkmals erinnernd. Nun wollte Burckhardt von Stückelberg erfahren, ob er noch weitere Ideen zur Ausführung bereit habe, und zu welchen Bedingungen er sein Projekt zur Ausführung durch Schlöth überlassen wolle. In einer Beilage zum Brief teilte er ihm vertraulich den genauen Stand der Dinge mit:

«Mit Schlöth haben wir nun das Mögliche abgewartet. Es sind von ihm zwei Modelle eingelaufen, welche uns durchaus nicht befriedigt haben. Wir waren nicht verpflichtet, zu warten, können uns aber jetzt vor Gott und dem Publikum rechtfertigen, wenn wir je Ihr Projekt neben dem seinigen öffentlich ausstellen.

«Daß wir aber für die Exekution an keinen andern gehen können als an ihn, werden Sie begreifen. Er führt gut aus; was ihm fehlt, sind nur die Ideen. Seien Sie deshalb in Ihren Bedingungen etwas coulant, *damit es ihm leicht werde, zu akzeptieren* . . . Ueberlegen Sie, wie hübsch es doch ist, wenn Sie Ihre Idee (und wäre es auch in einer Ihnen nicht ganz genügenden Weise) dereinst groß in Erz ausgeführt sehen! . . . »

Stückelberg hatte tatsächlich nicht die Absicht, weitere Vorschläge zu machen. Für die Ausführung machte er folgendes Angebot:

«Zur Ausführung überlasse ich meinen Entwurf an Herrn Schlöth unter der Bedingung, daß an der Komposition im ganzen nicht gerüttelt werde, daß dieselben Gedanken aus dem ausgeführten Werk sprechen, die im Ent-

wurf gegeben sind, und daß folglich mein ‚Invenit‘ an der ausgeführten Erzgruppe stehen darf.

«Ferner füge ich bei, wenn Herr Schlöth mit der Sache betraut werden soll — daß er erstlich ein kleineres Modell anfertige und solches der löbl. Kommission und mir sichtbar werden lasse, wonach er sich Korrektur und Bemerkungen oder Lob je nachdem zuzöge.»

Als nun aber die beiden Künstler sich miteinander verständigen sollten, erwies sich ihre Zusammenarbeit als unmöglich. Schlöth lehnte die Ausführung des Stückelberg'schen Entwurfs rundweg ab. Stückelberg seinerseits konnte sich vor Burckhardt rechtfertigen:

« . . . Ich denke, was Schlöth über meine bloß malerische Komposition geäußert, wird Ihnen so wenig überzeugend vorgekommen sein als mir, da Ihre Gedanken über Plastik und auch meine nach und vor dem Schlöth'schen Raisonement dieselben waren; oder sollten Sie glauben, darum, daß die beiden zu Füßen der Helvetia gesunkenen Figuren und die auf der Rückseite zu ergänzende sich nicht gegen die Luft abhebe, sondern gegen das Terrain, auf dem Helvetia erscheint, — die Wirkung der Gruppe aufhöre, daß ferner wegen Einzelgruppierung der Figuren, welche durch meine Idee teilweise bedingt ist, diese Auffassung ins Bereich des Reliefs gehöre? Ich denke ein nach der Zeichnung gefertigtes Modell sollte alles aufklären und vielleicht den Sieg der Idee über die Konvention Herrn Schlöths entscheiden . . . »

Da die Kommission die Ausführung eines plastischen Entwurfs nur Schlöth übertragen wollte, mußte sie auf Stückelberg definitiv verzichten. Sie anerkannte aber die von ihm geleistete Mitarbeit, indem sie seinen Entwurf um den Maximalpreis ankaufte, der seinerzeit für die Prämierung ausgesetzt worden war. Im August 1861 wurden Schlöths und Stückelbergs Entwürfe, die ja erst nach der eigentlichen Konkurrenz zustande gekommen waren, zusammen mit Baldingers gotischem Pfeiler in einer besondern Ausstellung dem Publikum gezeigt. Ihnen

hatte sich ein Entwurf von Arnold *Böcklin* zugesellt: an den Ecken einer durch Treppenstufen erhöhten, mit einer Flammenschale gekrönten abgestumpften Pyramide lehnten vier Geharnischte, die man bald als «schlafende Grabeswächter» interpretierte. Dieses Modell ist verschwunden; es bestehen aber nur geringe Zweifel, daß sowohl die Idee Böcklins, die vier Krieger als Eckfiguren, als auch die kranzspendende Helvetia Stückelbergs auf die späteren Arbeiten Schlöths von Einfluß gewesen sind. Das Publikum war geteilter Meinung; an allen drei Entwürfen glaubte man etwas vermissen zu müssen.

Indessen war der beratenden Kommission, die Stückelbergs Idee warm begrüßt hatte, nichts anderes übrig geblieben, als auf den Pfeiler Baldingers zurückzugreifen. «Nicht ohne Scham», wie Jacob Burckhardt schrieb, teilte er Stückelberg dieses Resultat mit. Er empfand tief, wie unbefriedigend im Grunde alles verlaufen war. «Wenn Sie sich versucht fühlen, strenge über uns zu urteilen, so malen Sie sich unsere Lage aus und fragen Sie sich: durch wen (unter den möglichen) wir Ihre Arbeit hätten sollen ausführen lassen, wenn Schlöth nicht wollte? —»

Nun trat man in nähere Unterhandlungen mit Baldinger, um über die Kosten des neuen gotischen Pfeilers Sicheres zu erfahren; eventuell sollte an Schlöth ein Auftrag gegeben werden für den Schmuck des Pfeilers mit Figuren. Es ergab sich, daß eine 65 Fuß hohe Säule aus grauem Pfalzburgerstein auf einem Fundament aus Marmor oder Granit auf ungefähr 100 000 Franken zu stehen komme. Vor einer solchen Ausgabe schreckte der Stadtrat zurück, wohl auch von der Besorgnis geleitet, das künstlerische Resultat rechtfertige diese Kosten denn doch nicht. Er bat vielmehr den Großen Stadtrat, dem die Bewilligung des Kredits zustand, um die Ermächtigung, die Vorarbeiten für ein neues einfaches Denkmal, *nach Form des bisherigen*, in die Hand nehmen zu dürfen. Dieser Ratschlag wurde am 9. Dezember 1861 vom Großen Stadtrat gutgeheißen. Eine Woche später nahm Jacob Burckhardt seinen Rücktritt

aus der Kommission «wegen gehäufter Geschäfte», wie er sagte. Er wußte, daß auf diesem Weg nichts Gutes zu erreichen war.

Zum Glück für den Fortgang des ganzen Unternehmens trat jetzt die Basler Künstlergesellschaft unter Führung ihres handlungsfreudigen Präsidenten J. J. ImHof-Forcart auf den Plan. Offiziell kündete sie dem Vorhaben des Stadtrates ihre Opposition an. Dessen Ratschlag, für 25 000 Fr. den neuen Pfeiler erstellen zu lassen, wurde — trotz aller Hinweise auf Baldingers «Meisterschaft in der Handhabung des Gotischen» — vom Großen Stadtrat zurückgewiesen, da die Künstlergesellschaft unterdessen den Behörden eigene neue Vorschläge in Aussicht gestellt hatte. Damit war der auf ein unglückliches Geleise geschobene Wagen für einmal zum Halten gebracht; die Beratungen verzogen sich nun wieder in die Gemächer des Brunn- und Bauamts. Der Stadtrat, der mit seinem Vorschlag abgefahren war, hatte insofern eine vorteilhafte Position, als die Oeffentlichkeit allmählich sehr ungeduldig wurde. Die Künstlergesellschaft rückte nämlich nur langsam mit ihren Projekten heraus. Erst im September 1862 war sie so weit, den Plan einer von ihr veranstalteten neuen Konkurrenz unter fünf namhaften Schweizer Künstlern vorzulegen. Im Bauamt schwankten die Meinungen, ob die Behörde es sich gefallen lassen dürfe, länger zu warten; anders dachte der Stadtrat. Indem er darauf hinwies, daß die Frist von drei Monaten, die man der Künstlergesellschaft zur Einreichung eines fertigen Entwurfs bewilligt hatte, längst überschritten sei, drang er auf Abstimmung im Großen Stadtrat, der nun diesmal den Kredit von 25 000 Fr. für den gotischen Pfeiler genehmigte, wenn auch nur mit der schwachen Mehrheit von 27 zu 24 Stimmen. Bereits besprach das Bauamt mit Baldinger die verschiedenen Steinmuster, und als ausführender Architekt war Christoph Riggerbach, der Erbauer der St. Elisabethenkirche, in Aussicht genommen.

Da überraschte der Präsident der Künstlergesellschaft

den Stadtrat mit der Nachricht, Schlöth habe ein neues Modell vorgewiesen, das man nun wirklich als schlagende Lösung betrachten dürfe. An den Ecken eines durch Treppenstufen unterbauten hohen Sockels ragten die vier Arme eines Kreuzes vor; auf ihnen knieten die Figuren des mit dem Schwert kämpfenden (nicht sterbenden) Pannerherrn, des Kriegers mit der Hellebarde, eines Steinwerfers und eines Bogenschützen. Auf dem Sockel stand die Helvetia mit umgeworfenem Bärenfell, die Linke auf einen langen Speer gestützt, die Rechte, einen Kranz darreichend, gesenkt über dem Haupt eines etwas geringen Löwen mit dem Gesichtsausdruck seines Luzerner Vorbildes. Auf dem Sockel waren die Wappen angebracht nebst der Inschrift: «Das freie Vaterland seinen bei St. Jacob MCCCCXXXVIII gefallenen Heldenöhnen.» Die Petition der Künstlergesellschaft um Berücksichtigung dieses neuen Entwurfs fand sofort Gehör beim Großen Stadtrat, da diesem bei seinem alten Beschluß nicht ganz wohl war. Als zu Beginn des Jahres 1863 wieder eine Kommission ernannt wurde, die nun über die Aufstellung eines neuen Monuments zu beraten hatte, stand aber außer dem Schlöth'schen noch ein anderes Modell zur Verfügung. Es stammte von dem in Dresden lebenden Aargauer Bildhauer *Dorer*, der sich eben beim Wettbewerb um die Oekolampadstatue mit einigem Erfolg beteiligt hatte. Die Künstlergesellschaft, als Auftraggeberin dieser Künstler, behielt sich die Wahl zwischen beiden Entwürfen zunächst noch vor. Eine neutrale Expertenkommission sprach sich dann einstimmig für Schlöth aus, und so trat auch die Gesellschaft nur noch für dessen Entwurf ein. Das Publikum, dem die beiden Vorschläge in zwei großen, von den Dekorationsmalern Baur und Thommen ausgeführten Holzmodellen auf dem Petersplatz gezeigt wurden, sparte nicht mit Lob und Tadel, neigte aber im allgemeinen seine Gunst eher Schlöth zu. Die Kostenberechnung für einen Guß in Bronze ließ eine Ausgabe von 90 000 Fr. erwarten. Das war freilich das Dreifache dessen, was man für Baldingers Pfeiler vor-

gesehen hatte. Tendenz zu großer Sparsamkeit, zusammen mit einer Politik des zu wahrenen Prestige, bewogen den Kleinen Stadtrat, auch jetzt noch an dem gotischen Monument festzuhalten. Er drang aber damit nirgends mehr durch.

Allerdings war man sich allgemein über die Wirkung der Gruppe Schlöths noch durchaus nicht im klaren. Es gab daran noch zuviel mißfällige Einzelheiten, ganz abgesehen von der Unsicherheit, in die man durch die Wahl eines für Basel sozusagen neuen Baumaterials gekommen war. Wenn die Stadtbehörden schließlich einen bedeutenden Kredit zu bewilligen beabsichtigten, konnten sie doch niemals eine Garantie übernehmen für die Güte des gerade vorliegenden Projekts. Die Künstlergesellschaft dagegen hielt um so stärker an Schlöth fest, als ein zweites Projekt Dorers, das der Kleine Stadtrat unbedingt hatte abwarten wollen, allgemeine Enttäuschung bereitete. Dem letzten Versuch, den Pfeiler zu retten, machte das Stadtparlament in einer doppelten Abstimmung ein Ende. Zuerst entschied es sich mit 36 zu 17 Stimmen für die Plastik und gegen die Gotik, mit 41 gegen 7 für Schlöth und gegen Dorer. Zur Ausführung wurden der Künstlergesellschaft 30 000 Fr. bewilligt, wenn sie sich darüber ausweise, daß sie den Rest der erforderlichen Geldmittel von sich aus oder durch Subskription aufzubringen vermöge. Damit war das St. Jakobsdenkmal als Traktandum der Stadtbehörden vorläufig erledigt; alles Weitere bildete eine interne Angelegenheit des Kunstvereins, der nach der Vereinigung mit der Künstlergesellschaft 1864 auch deren Aufgaben weiterführte. Die Unermüdlichkeit des Ratsherrn ImHof blieb dem Unternehmen weiterhin gesichert.

Von den beiden Schwierigkeiten, die nun noch zu überwinden waren, konnte die zweite, die materielle, nur beseitigt werden, wenn auch die erste nicht mehr bestand: und diese betraf das Modell Schlöths, das noch immer reichlichen Anlaß zu Kritik bot. Bei allem Gefühl der Verpflichtung gegenüber der Oeffentlichkeit und trotz der Bindung

der bereits gültigen Beschlüsse wahrte sich der für die Denkmalsache neugewählte Delegiertenausschuß des Kunstvereins freie Hand. Immerhin blieb man nicht bei der Kritik, sondern versprach dem Künstler durchaus, nur ihm den Auftrag zu geben, räumte ihm auch trotz seinem Drängen auf definitive Bestellung weitere Zeit zur Fruktifizierung neuer Ideen ein und stellte sogar die Wahl des Materials wieder frei. Opponent war namentlich Architekt J. J. Stehlin-Burckhardt; zunächst einmal erreichte man, daß Schlöth den Löwen entfernte und die Helvetia ihres «Alpenstocks» entledigte. Auf Zeitungseinsendungen, welche u. a. die Drohung enthielten, die Subskribenten könnten ihre Unterschrift zurückziehen, wenn man ihnen an Stelle des Schlöthschen Entwurfs ein mixtum compositum nach privaten Liebhabereien vorsetze, wurde nicht geantwortet.

Im Sommer 1865 besserte sich die Situation für Schlöth insofern, als mit der Enthüllung des Winkelrieddenkmals die allgemeine Reputation des Künstlers bedeutend gefestigt erschien. Auf die zugleich von ihm eingesandten Photographien eines nochmals abgeänderten Vorschlags hin bekam er einen Vorschuß zur Ausführung des Modells. Wiederum erhielt er den Auftrag fest zugesichert, vorbehältlich der Genehmigung durch den Verein und der Sicherung des Geldes. Im Februar 1866 kamen die Modellfiguren in Basel an und wurden den letzten bedeutenden Korrekturvorschlägen unterworfen. Es wurde gewünscht: «Bezüglich der Figur der Helvetia

- a) mehr Hervorhebung der weiblichen Figur aus der Gewandung, namentlich des Oberkörpers und des rechten Beins, sowie des durch das Bärenfell eingengten Kopfes,
- b) Beseitigung der zu großen Klauen auf der Brust,
- c) Aenderung des Gürtels, welcher der Form der Hüfte störend sei,
- d) das Bärenfell weniger massig und schwerfällig zu halten, hingegen
- e) die untere Gewandung voller.

Mit den Seitenfiguren sei man zufrieden, hingegen sei die Mütze des Bogenschützen entweder wegzulassen oder zu ändern, die klaffende Wunde des Steinwerfers kleiner zu machen.»

Ueber Größe und Material stand auch jetzt noch nichts Definitives fest, bis Schlöth das Angebot machte, die fünf Figuren für 80 000 Fr. liefern zu wollen, und zwar in carrarischem Marmor, dem einzigen Material, das für ihn in Betracht komme. Dieser Vorschlag brachte den Delegierten des Kunstvereins neue Verhandlungen mit dem Stadtrat, da dessen Beitrag für eine Ausführung in Bronze vorgesehen war. Aber die Auskünfte, die in Berlin und Stuttgart über die Haltbarkeit von «Marmor im Freien» erteilt wurden, lauteten günstig; in Basel hatte man bis jetzt noch keine Erfahrung damit gemacht. Jetzt war der Kunstverein soweit, daß er eine Ausstellung der definitiven Modelle und die Wiederaufnahme der Subskription für das Frühjahr 1867 ins Auge fassen konnte.

Schlöths Ausführung des Originals schritt in den nächsten Jahren erheblich vorwärts. Einzelne Hemmnisse gab es auch jetzt noch. Da die benötigte Summe nicht voll gezeichnet war, mußte in den Vertrag ein Paragraph eingeschoben werden, der dem Bildhauer vorschrieb, nie die Grenze der vorhandenen Mittel zu überschreiten. Aus demselben Grund ließ sich der Stadtrat nur langsam dazu herbei, seinen Beitrag in zwei Raten beizusteuern. Der Kunstverein tröstete sich bei der nicht vollständigen Deckung der Kosten damit, daß Fundament und Einfriedigung vielleicht vom Staat auf eigene Rechnung übernommen würden. Die Lieferung des Marmorblocks für die Helvetia wurde verzögert. Noch an ein paar St. Jakobsfesten mußte das alte Denkmal genügen.

Das letzte große Hindernis stieß unvermittelt aus dem Boden, als Schlöth mit den fertigen Figuren schon in Basel weilte. «So wäre also unser wackerer Schlöth mit seiner 365 Zentner schweren ‚Helvetia‘ und deren Gefährten schon seit Wochen in unserer Stadt eingerückt und harren sie

beide, Künstler und Kunstwerk, der weitem Bestimmung. Da schwimmt nun, gleichsam zur Verherrlichung der Sauregurkenzeit, als modernste Seeschlange wieder die *Platzfrage* auf der Oberfläche des Tagesgesprächs.» Mit diesem grotesken Bild bezeichnete ein Einsender in der «Grenzpost» die Situation im Sommer 1871, in der dem wirren Durcheinander der Meinungen über den zukünftigen Standort erst durch eine vielstündige Großrats-sitzung im Dezember desselben Jahres ein Ende gesetzt wurde. Zum Beispiel wurde den Baubehörden ein Projekt eingereicht, das die Aufstellung auf dem Münsterplatz, vor der Lesegesellschaft, vorsah. Ein Gutachten Jacob Burckhardts sprach sich besonders für die Elisabethenschanze aus, Schlöth selbst hatte Bedenken gegen den alten Platz. Auch der Ort des Schlachtfeldes kam zur Sprache, daneben auch die St. Albanschanze und der Wolf. Doch siegte die als traditionell empfundene Stelle, wobei die Mär vom ehemaligen «Beinhäuslein» sich neuer Beliebtheit erfreute, so scharf auch der Historiker Fechter dagegen schrieb. Wesentlich war, daß der Kunstverein mit seiner Eingabe zugunsten des alten Standorts den eigenen Plänen der Baubehörde entgegenkam. Ratsherr Carl Sarasin, der äußerst speditive Präsident des Baukollegiums, kombinierte die Aufstellung des Denkmals mit einer großzügigen Korrektur der äußeren St. Jakobsstraße. Da die erforderlichen Landkäufe eine beträchtliche Summe ausmachten, wurde die Debatte im Großen Rat lang und erregt, wobei Stadtrat Rudolf Merian mit Bezug auf die Hauptvertreter der damaligen Basler Baupolitik die ominösen Verse aussprach:

«Bewahr uns Gott mit gnäd'gem Sinn  
Vor Stehlin und vor Sarasin —»

Die Schlußabstimmung ergab dann allerdings ein großes Mehr für den bisherigen Platz. Somit war der Meinung des Kunstvereins entsprochen; dagegen seine Bitte um eine staatliche finanzielle Unterstützung war von Sarasin sofort glatt abgewiesen worden. Tatsächlich wurde nach der

Einweihung der beträchtliche Ueberschuß der Festrechnung zur Restabzahlung an Schlöth verwendet. Für die letzten ungedeckten 7000 Franken mußten die Vereinskasse und eine Subskription bei den Mitgliedern sorgen. Marquard Wochers Pfeiler nahm ein tristes Ende. Es wäre für einen Privatmann unrentabel gewesen, den Abbruch ohne Entschädigung vorzunehmen, und so überließ der Stadtrat dem Kunstverein die Beseitigung des zerbröckelnden Monuments.

Eine Schilderung des Einweihungsfestes von 1872 ist hier nicht zu geben. Der Kunstverein, bzw. eine von ihm bestellte Festkommission, übernahm die Organisation, da die Regierung in ihrer Beteiligung nicht über Entsendung einer Delegation und finanzielle Unterstützung hinausgehen wollte. Die Einweihung der Kunsthalle hatte den Verein soeben stark beansprucht; er verzichtete daher auf unnötigen Prunk, wie z. B. den historischen Festzug. Daß das Fest doch als offizielle Angelegenheit empfunden wurde, zeigt die starke Beteiligung der Bevölkerung. Irgendwie garantierte dafür auch die Person des Staatschreibers Dr. Gottlieb Bischoff; mit Eifer und Sorgfalt war er für Einzelheiten, die Einladung und den richtigen Empfang der Delegierten anderer Kantone besorgt. Das Fest verlief in Harmonie.

Kurz vorher noch hatte das Festcomité davon gesprochen, in aller Form dem Stadtrat als dem Vertreter der Stadt das Denkmal übergeben zu können. Davon sah man nachträglich ab, weil dieses Comité zur Uebergabe gar keine Berechtigung zu haben schien. Indessen war dem Stadtrat noch wichtiger, daß das unvollständig bezahlte Denkmal nicht die Stadtkasse belasten dürfe. Definitiv geregelt wurden die Eigentumsverhältnisse am Denkmal erst 1883. Als damals eine Reinigung des Marmors erwünscht erschien, besann man sich zum erstenmal genau, wem das Denkmal eigentlich gehöre. Es wurde festgestellt, daß einstweilen nur der Kunstverein darauf Anspruch machen könne. In der Folge wurde dann ein Vertrag abge-

schlossen, durch den Schlöths Werk endgültig in die Hände des Kantons Basel-Stadt übergang.

Die St. Jakobsschlachtfeier blieb auch weiterhin eine private Veranstaltung, für die nicht einmal eine regelmäßige staatliche Subvention ausgerichtet wurde. Da — ausgerechnet im Jahr des Münchensteiner Eisenbahnunglücks — kam eine Petition von ungefähr 250 Leuten, darunter vieler Commis und Schriftsetzer, welche eine staatliche und vom Staat finanzierte jährliche Feier begeherten. Auf Vorschlag des Departements des Innern beschritt die Regierung einen Mittelweg, der in dem eben angebrochenen Jahrzehnt der großen patriotischen Spiele diesen besonderen Festwünschen durchaus Genüge tat: alle fünf Jahre, erstmals 1894, sollte die St. Jakobsfeier als staatliches Fest abgehalten, in den übrigen Fällen aber durch private Initiative veranstaltet werden. Dabei blieb es; wenn auch inskünftig der Staat das Festcomité regelmäßig durch einen Beitrag unterstützte, gab er dem 26. August doch nie den Charakter eines jährlichen staatlichen Feiertages. —

Die Bedeutung des St. Jakobsfestes unterliegt schließlich einer neuen Veränderung seit der allgemeinen Einbürgerung der im Datum so benachbarten schweizerischen Bundesfeier.

### *Quellennachweis.*

Hauptquelle sind die Bauakten des Basler Staatsarchivs (altes und neues St. Jakobsdenkmal, St. Jakobsstraße) sowie das Material aus Akten und Drucksachen zum St. Jakobsfest. Benutzt wurden ferner einzelne Bände der Stadtrats- und Großratsprotokolle. Das Planarchiv enthält eine Reihe von Entwürfen zum neuen Denkmal, während Wochers Skizzen sich zumeist auf dem Kupferstichkabinett befinden. — Aus dem Archiv des Basler Kunstvereins standen die Protokollbücher seit 1864 zur Verfügung. — Die Briefe Jacob Burckhardts an Ernst Stückelberg sind im Besitz von Herrn Dr. Alfred Stückelberg-Merian, Basel (vgl. Albert Geßler im Basler Jahrbuch 1904, S. 46 ff.). — Abbildung 2 und 3 wurde mit Erlaubnis des Staatsarchivs Basel beigegeben.

---